

KATHRYN SEDERBERG

Ann Arbor

**DEUTSCHLAND ALS SCHIFFBRUCH:
DER „ROBINSON“-TOPOS IN DEUTSCHEN
TAGEBÜCHERN,
1943–1946**

ABSTRACT. *Germany as shipwreck: The “Robinson” trope in German diaries, 1943–1946*

Drawing on unpublished diaries from the period 1943–46, this article shows how the “Robinson” trope of shipwreck and survival provided German civilians with a language to describe the transition from National Socialism to a radically open and anxiety-producing future. The identification with Robinson and his story makes the writers into agentic protagonists, at the same time that the metaphor of the “island” reflects an ambiguous position of isolation. Excerpts from diaries show how the “Robinson” trope combines dichotomies crucial to this period of turmoil: civilization and the primitive, individual and society, victimhood and agency, and how diarists rework this language to explore their place in a changing world.

Am 31. Januar 1944 reflektiert die Widerstandskämpferin Ruth Andreas-Friedrich in ihrem Tagebuch über den ungebrochenen Durchhaltewillen der Berliner:

Wir kehren Schutt. Wir nageln Pappen. Wir sitzen ohne Wasser, ohne Verkehrsmittel, ohne Strom. Auch das Telefon ist tot, und nur auf Umwegen erfährt man, ob die fernerwohnenden Freunde am Leben sind. Ein verheißungsvoller Jahresbeginn.¹

Warum, so fragt sie sich im Folgenden, bauen die Deutschen fleißig nach jeder Bombardierung wieder alles auf? Ist diese Beschäftigung politisch zu verstehen, als Ausdruck eines „Willens zum Durchhalten“, wie es ein englischer Radiosender zu verstehen gibt? Nach diesen Überlegungen kommt sie zum Ergebnis, dass der deutsche Fleiß offenbar keine ideologische Bedeutung hat, sondern dass die Hauptmoti-

Mein Dank gilt Philipp Maurer, Andrea Rottmann und Klara von Carlsburg für ihre Hilfe mit der deutschen Fassung des Artikels.

¹Andreas-Friedrich Ruth: *Der Schattenmann: Tagebuchaufzeichnungen 1938–1945*, Berlin 1983, S. 122.

vation der Berliner darin liegen muss, sich ein Zuhause zu bewahren: „Ein Robinson-Crusoe-Logis vielleicht. Aber immerhin ein Zuhause“.²

In autobiographischen Texten wie dem von Andreas-Friedrich aus den letzten Jahren des Zweiten Weltkriegs und der direkten Nachkriegszeit greifen Tagebuchschreibende wiederholt auf den „Robinson“-Topos zurück, auf Elemente einer Geschichte, die Schiffbruch und Überleben thematisiert. Diese Periode war, so Susanne zur Nieden, insofern ein „Schreibschwerpunkt“, als viele Deutsche durch das Schreiben versuchten, ihre Gegenwart radikaler Zukunftsoffenheit zu bewältigen und das Ich in dieser chaotischen Zeit zu rekonstituieren.³

Ich werde im Folgenden die These vertreten, dass die Figur des Robinson-Daseins und die „Insel“- beziehungsweise „Schiffbruch“-Metaphorik eine zentrale Rolle in der Narrativisierung des Erlebnisses vom Kriegsende spielen. Mit Rekurs auf veröffentlichte Tagebücher und unveröffentlichte Quellen aus dem Zeitraum 1943–46 geht die Untersuchung der Spur des „Robinson“-Topos innerhalb dieser fragmentarischen Texte nach. Eine besondere Rolle spielt in diesem Zusammenhang die Struktur der Schiffbruch-Metaphorik, wie sie Hans Blumenberg ausführlich analysiert hat.⁴ Es gilt zu zeigen, wie diese beiden bildhaften Diskurse – der Robinson-Topos zusammen mit der Schiffbruch-Metaphorik – am Kriegsende textuell verflochten werden und in welcher Weise diese topologische Rede von deutschen Zivilisten verwendet wurde, um den gesellschaftlichen Transformationsprozess von der NS-Diktatur zu einer neuen Zeit zu beschreiben.

Hierbei möchte ich die folgenden drei Thesen herausarbeiten. Erstens: Die Identifikation mit Robinson und mit Elementen seiner Geschichte lässt die Schreibenden zu agierenden Protagonistinnen werden. Das Schreiben ist als performativer Akt der Selbstbehauptung zu verstehen, der Stolz evoziert und auf das schreibende Subjekt affirmativ wirkt. Zweitens: Dieses Subjekt, das sich am Kriegsende zu konstituieren versucht, empfindet sich an der Peripherie von Kultur und zivilisierter Welt. Das Schreiben bietet Diaristinnen eine Möglichkeit, die eigene Position zu reflektieren, weil der Schreibakt selbst eine kritische Distanzierung und eine Art „Zuschauer“-Position des zivilisierten Subjekts ermöglicht. Und drittens: Die Insel- und Schiffbruch-Metaphorik reflektiert das Gefühl von Isolation und Einsamkeit, wobei die Grenzen zwischen Fremd- oder Selbstbestimmung, zwischen Privatem und Politischem verschwimmen. In diesem Sinne fragen sich die Diaristinnen, wie sie zur

² Ebd., S. 123.

³ Zur Nieden identifiziert den Zeitraum 1943–1945, insbesondere das Kriegsende und die ersten Nachkriegsmonate, als „Schreibschwerpunkte“. Sie notiert auch, dass obwohl Männer oft seit Kriegsanfang schreiben, die meisten Frauen erst ab 1943 beginnen, Tagebuch zu führen. Susanne zur Nieden: *Alltag im Ausnahmezustand: Frauentagebücher im zerstörten Deutschland, 1943 bis 1945*, Berlin 1993, S. 73.

⁴ Hans Blumenberg: *Schiffbruch mit Zuschauer. Paradigma einer Daseinsmetapher*, Frankfurt a.M. 1979.

Katastrophe Deutschlands stehen, indem sie den Schiffbruch von innen oder von außen erleben und erzählen. Es sind also nicht nur die Motive der Robinson-Geschichte, die für die Erzählung der Umbruchzeit entscheidend sind, sondern auch die Subjektivität des Schiffbrüchigen, der sich an das Tagebuch klammert wie an eine Planke im Meer.

Deutschland geht unter: die Schiffbruch-Metapher am Kriegsende

Zunächst möchte ich kurz an die Geschichte Robinsons erinnern, dessen Name zum Metonym für den Schiffbrüchigen geworden ist. Daniel Defoes *Robinson Crusoe* von 1719 erzählt die Geschichte eines Mannes, der 28 Jahre auf einer einsamen Insel bleiben muss, nachdem er dort gestrandet ist. Auf der Insel errichtet er allmählich mehrere Bauten mit Befestigungsanlagen, zähmt und züchtet Tiere und richtet sich so gut wie möglich ein. Er lebt immer in der Hoffnung, die Gnade Gottes zu erfahren, von seinem Schicksal erlöst zu werden, und die Insel verlassen zu können. Dieser populäre Roman hat über drei Jahrhunderte zahlreiche Nachahmungen gefunden – und mit den sogenannten *Robinsonaden* ein eigenes Genre begründet.⁵ Im deutschsprachigen Raum war dieses Sujet vor allem im 18. und 19. Jahrhundert populär. Susanne Zantop hat behauptet, dass *Robinson Crusoe* mehr als jedes andere Buch Generationen von Deutschen bis in das 20. Jahrhundert hinein beeinflusst habe.⁶ Nicht nur die Themen und Motive der Geschichte fanden Nachahmung, sondern auch ihre narrative Form. Die Robinsonaden verbinden Elemente der Abenteuer- und Reiseliteratur und werden häufig in der Form einer fiktiven Autobiographie geschrieben. Das heißt, der Protagonist erzählt seinen Lesern faszinierende, seltsame und spannende Vorfälle, die sich während der Zeit des Schiffbruchs ereigneten. In Defoes Roman wird das Geschehene auch zum Teil durch ein fiktives Tagebuch nacherzählt, das in die Geschichte eingebettet ist und die Grundlage für die fiktionale Welt des Romans bildet.⁷

In den Robinsonaden reiht sich Ereignis an Ereignis, während der Schiffbrüchige in seiner Isolation versucht, Ordnung in seine chaotische und gefährliche Lage zu

⁵ Die deutsche Übersetzung von *Robinson Crusoe* erschien schon 1720, ein knappes Jahr nach dem englischen Original.

⁶ Susanne Zantop: *Robinsonade*, in: *The Feminist Encyclopedia of German Literature*, hrsg. von Friederike Eigler und Susanne Kord, Westport 1997, S. 456.

⁷ In dem Roman wird das Tagebuch erst am Ende des vierten Kapitels erwähnt: „Von nun an begann ich auch ein Tagebuch zu führen und darin meine täglichen Beschäftigungen zu verzeichnen. Früher hatte es mir zu sehr an Ruhe, besonders an Gemüthsruhe gefehlt, und mein Journal würde in dieser Zeit mit vielen unbedeutenden Dingen angefüllt worden sein...“. Daniel Defoe: *Leben und Abenteuer des Robinson Crusoe*, übersetzt von Karl Altmüller, 1869, S. 76. Diese Ausgabe ist auch online verfügbar bei Projekt Gutenberg (gutenberg.spiegel.de).

bringen. Jürgen Fohrmanns einschlägige Studie zu den Robinsonaden im 18. Jahrhundert betont den Parallelverlauf dieses Genres mit dem Aufstieg bürgerlicher Subjektivität, die Arbeit als Tugend hochschätzt und als „den Versuch eines nicht-privilegierten Individuums [versteht], sich vom Objekt zum Subjekt der Geschichte zu machen“.⁸ Im 19. und 20. Jahrhundert wurden die Themen und Motive der Robinsonaden zunehmend weiterentwickelt und zum Teil trivialisiert. Dennoch assoziiert man mit dem Namen „Robinson“ immer noch das Sujet des Schiffbruchs, der Isolation und des Überlebens durch Kreativität und Fleiß.⁹

Der Robinson-Topos begegnet als eine spezifische Figur einer noch umfassenderen Metaphorik: der des Schiffbruchs. In *Schiffbruch mit Zuschauer* weist Hans Blumenberg darauf hin, dass sich das Leben als Seereise zu einer paradigmatischen Metapher für das menschliche Dasein entwickelt hat. „[D]ie Figur einer philosophischen Ausgangserfahrung“ entwickelte sich parallel zur Konfiguration des Zuschauers vis-à-vis der Katastrophe.¹⁰ Sein Aufsatz verfolgt schrittweise die Entwicklung der Schiffbruch-Metaphorik – Blumenberg spricht auch von „nautischer Metaphorik“ – in der Philosophie und Literatur von der Antike bis in die Gründerzeit. Er begreift die Metapher ausgehend von der Seereise als unnötiger Gefahr und Risiko, hin zu einem riskanten Geschäft, das man für den menschlichen Fortschritt eingehen muss. Der Schiffbruch wird so zu einer Metapher vom Zustand der menschlichen Existenz überhaupt. Am Ende seines Aufsatzes erwähnt Blumenberg auch Robinson, dessen Lage eine scheinbare Umkehrung der Metapher darstellt. Er fängt nicht als Seereisender an, sondern als Schiffbrüchiger, und hat „aus dem Beinahe-Ende seiner Seefahrt eine Art Robinson-Anfang der Selbsterhaltung zu finden“.¹¹ Die Umkehrung sei aber nur vollkommen, wenn „das Treiben des Hilflosen an seiner Planke im Meer die Ausgangssituation [wäre]“, eine Situation, die nach Blumenberg von der Metapher der Seereise zu sehr abweicht.¹²

In Tagebüchern vom Kriegsende und der Nachkriegszeit wird die Schiffbruch-Metaphorik umgearbeitet und zusammen mit dem Robinson-Topos näher ausgeführt.

⁸ Jürgen Fohrmann: *Abenteuer und Bürgertum: zur Geschichte der deutschen Robinsonaden im 18. Jahrhundert*, Stuttgart 1981, S. 230. Zu weiblichen „Robinsoninnen“: Jeannine Blackwell: *An Island of Her Own: Heroines of the German Robinsonades from 1720 to 1800*, in: *The German Quarterly* 58, Nr. 1 (1985). Blackwell untersucht Robinsonaden mit der Frage, ob die Robinsoninnen, wie ihre männlichen Gegenstücke, auch die „Vorboten der bürgerlichen Welt [sind], beim Erobern und Einordnen, oder ob sie Modelle einer neuen Innerlichkeit des Pietismus und der Selbsterkenntnis sind“ (8, eigene Übersetzung). Dazu auch Celia Torke: *Die Robinsonin: Repräsentationen von Weiblichkeit in deutsch- und englischsprachigen Robinsonaden des 20. Jahrhunderts*, Göttingen 2011.

⁹ Zu der neueren Forschung der Robinsonaden im 20. und 21. Jahrhundert siehe: *Angeschwemmt – Fortgeschrieben: Robinsonaden im 20. und beginnenden 21. Jahrhundert*, hrsg. von Ada Bieber, Stefan Greif und Günter Helmes, Würzburg 2009.

¹⁰ Blumenberg, *Schiffbruch mit Zuschauer. Paradigma einer Daseinsmetapher*, S. 14.

¹¹ Ebd., S. 72.

¹² Ebd., S. 72.

Erstens ist es hier nicht die bürgerliche Subjektivität der Schiffbrüchigen – wie bei Fohrmann –, die untersucht wird, sondern die Subjektivität weiblicher Subjekte am Kriegsende, die den Zusammenbruch des Staates erleben und zu erzählen versuchen. Obwohl Blumenberg auch die Zusammenbrüche eines Staates oder der Welt berücksichtigt, „die [das private Dasein] mit sich reißen können“, liegt sein Fokus stärker auf den Zuschauern, die nicht direkt von der Katastrophe betroffen sind.¹³ Am Kriegsende werden die Deutschen nicht nur „mitgerissen“, sondern sind sich selber unsicher, ob sie mit dem Schiff untergehen oder nicht und wie sie zu diesem Untergang stehen. Das bedeutet, dass sie eine ambivalente Position einnehmen. Zum einen die des Schreibenden aus der Position des Zuschauers, zum anderen auch aus der des Schiffbrüchigen und somit auch des Betroffenen. Drittens eröffnet uns diese Ambiguität Einsicht in die zentrale Fragestellung, ob man in der „Niederlage“ noch „zivilisiert“ sei, oder ob die Deutschen nicht vielleicht die Stelle Fridays einnehmen. Friday (*Freitag*), der Einheimische, repräsentiert den primitiven und fremden Barbaren, der lange gefürchtet ist, bevor er später in der Geschichte von Robinson Crusoe „zivilisiert“ und zum Freund und Diener gemacht wird. Das Tagebuch-Material spricht diese präformierte Konstellation an, darüber hinaus wird jedoch auch die Frage gestellt, ob die Schreiberinnen nach dem Schiffbruch noch zivilisiert seien. Es erscheint vor diesem Hintergrund plausibel anzunehmen, dass die Schreibearbeit als zivilisatorischer Akt zu verstehen ist, in dem sich die Schreibenden ihrer Kultur versichern.

Robinson in den Tagebüchern

Gegen Kriegsende – zwischen Stalingrad und dem Zusammenbruch im Frühjahr 1945 – haben viele deutsche Zivilisten, meistens Frauen, Tagebuch geführt. Für viele war das Schreiben gleichsam eine „Arbeit am Ich“, um, so Susanne zur Nieden, die „Verzahnung von kollektiver und persönlicher Krise am Ende des Krieges“ zu bewältigen.¹⁴ Die Seiten des Tagebuchs boten den Schreibenden Zuflucht, einen Ort, sich frei auszudrücken, Fragen zu stellen, mit Abwesenden zu kommunizieren, nachzudenken, oder die eigene Erfahrung einer Krisen- und Umbruchzeit für kommende Generationen zu dokumentieren. Nach Judith Butler sind solche „Rechen-schaften von sich selbst“ eine Art Verantwortung und soziale Bloßlegung. Erst indem man vom Selbst berichtet, entsteht das reflexive Subjekt. Das Ich wird folglich erst in diesen Handlungen und Mitteilungen konstituiert.¹⁵

¹³ Ebd., S. 18.

¹⁴ Zur Nieden: *Alltag im Ausnahmezustand: Frauentagebücher im zerstörten Deutschland, 1943 bis 1945*, S. 73; S. 15.

¹⁵ Judith Butler: *Giving an Account of Oneself*, New York 2005. Deutsche Ausgabe: *Kritik der ethischen Gewalt*, Frankfurt a.M. 2007.

Tagebücher unterscheiden sich in vielerlei Hinsicht von anderen autobiographischen oder literarischen Texten, weil sie in der Gegenwart geschrieben werden und deswegen voller Widersprüche, Wiederholungen, Fragen und Lücken sind, statt narrativ aus der Retrospektive verfasst zu sein. Dennoch beinhalten sie auch intensiv bildhafte und narrative Momente, mit sinnlicher Lebhaftigkeit und intensiver Selbstbetrachtung. Obwohl sie im Allgemeinen fragmentarisch und nicht-narrativ sind, erfordert der Schreibprozess narrative Strukturen. Mary Fulbrook betont die Bedeutung solcher „Ego-Dokumente“, „weil man dadurch Einsicht gewinnen kann, wie Individuen Dimensionen sozialer Normen und Beziehungen verarbeiten“, und „wie Männer und Frauen diesen [Normen und Beziehungen] Bedeutung gegeben haben, welche narrativen Formen [diese Verarbeitung] erzeugt hat und was das in einem jeweiligen Kontext bedeutet“.¹⁶

Indem wir Sprachwahl, narrative Strukturen und Metaphern analysieren, bieten uns Tagebücher Einsicht in die Mentalitäten deutscher Zivilistinnen am Kriegsende. Die Frage, warum sich der Robinson-Topos zum Kriegsende besonders geeignet hat, muss aber auch zum Teil durch den Schreibprozess selbst erklärt werden. Philippe Lejeune folgend gehe ich davon aus, dass das Tagebuch sowohl als ein *Akt* als auch als ein *Text* aufzufassen ist – und dass der Text zum Teil nur eine Spur dieses Aktes ist.¹⁷ Abschließend möchte ich die in diesem Aufsatz dargelegte These hervorheben, dass der Schreibakt für die Autoren selbst eine Möglichkeit war, Kontrolle zu bewahren, und ihrem Wunsch entsprach, „zivilisiert“ zu bleiben.

In Defoes Roman spielt Robinsons Tagebuch eine ähnliche Rolle. Sein Tagebuch ermöglicht es dem Protagonisten, der Zivilisation Europas verbunden zu bleiben, während er versucht, seinen Fortschritt als Siedler und Bändiger der wilden und primitiven Insel zu dokumentieren. Der Romantext wechselt oft zwischen der Zeit des Romans (Erzählzeit) und der Zeit des Tagebuchs (eine zweite Zeitebene des Erzählens), und manchmal unterbricht Robinson sich selbst, um die Tagebucheinträge zu kommentieren und wieder in das fiktionale „Präsens“ zurück zu springen: „Doch ich wende mich nun wieder zu meinem Tagebuch“.¹⁸ Dieser Tempuswechsel verdeutlicht, dass das Tagebuch nicht nur Schreibform ist, sondern auch eine zentrale Rolle für das Überleben auf der Insel spielt. Auch deutschen Tagebuchautorinnen bietet das Tagebuch eine andere Zeitebene – eine Suspension zwischen der jüngsten Vergangenheit und der Zukunft, die am Kriegsende radikal offen steht, und so zum geeigneten Mittel wird, um über Fragen der Gegenwart und der Zukunft nachzudenken.

¹⁶ Mary Fulbrook and Ulinka Rublack: *In Relation: The 'Social Self' and Ego-Documents*, in: *German History* 28, Nr. 3, 2010, S. 271 (Eigene Übersetzung). Siehe auch: Mary Fulbrook: *Life Writing and Writing Lives: Ego Documents in Historical Perspective*, in: *German Life Writing in the Twentieth Century*, hrsg. von Birgit Dahlke, Dennis Tate und Roger Woods, New York 2010.

¹⁷ Philippe Lejeune: *On Diary*, Honolulu 2009, S. 31.

¹⁸ Daniel Defoe: *Leben und Abenteuer des Robinson Crusoe*, übersetzt von Karl Altmüller, Bibliothek ausländischer Klassiker, 1869, S. 105.

Der Robinson-Topos wurde zu einer Möglichkeit dem Kriegsende einen Sinn zu geben. Daneben gab es andere Versuche, erzählerische Muster für das autobiographische Schreiben zu finden.¹⁹ Die Metapher von Robinson bot den tagebuchschreibenden Frauen eine besonders geeignete bildhafte Form. Wenn sie den Namen „Robinson“ oder seine Verhältnisse erwähnen, bedeutet das nicht unbedingt, dass sie den Originalroman gelesen haben oder sich an die Details der Geschichte erinnern. Wie die Literatur zu den Robinsonaden zeigt, ist der Robinsondiskurs einer der etablierten kulturellen Diskurse der Moderne. Vielen Deutschen war unklar, was Begriffe wie „Zivilisation“ und „Kultur“ nach der Niederlage überhaupt bedeuten könnten. Ebenso fraglich waren Begriffe wie „deutsche Nation“ und „deutsche Kultur“. Das Tagebuch war ein Zufluchtsort, an dem eine Bestandsaufnahme gemacht und Raum zum Nachdenken geschaffen werden konnte. In diesem Sinne wurde es zu einer Art Insel – ein Ort der Sammlung von Gedanken und Gefühlen, die oft verwirrt und widersprüchlich ausgedrückt wurden. Das bedeutet aber auch, dass dieser Ort oft als unpolitisch und privat empfunden wurde, und dass der Schreibakt diese Geste des Insichkehrens intensiviert hat.

Wichtig ist ferner, dass viele Tagebuchschreibende über diese Perspektive oder Position des Zuschauers reflektieren. Die junge Evamaria K. in Heidelberg fragt sich sogar, ob sie Zuschauerin oder Schauspielerin „der Tragödie“ ist:

Ich nehme an den Ereignissen da draußen teil, wie wenn ich einem spannenden Drama lauschte, ohne selbst darin verwickelt zu sein. Nun, vielleicht werde ich eines Tages von meinem Traum aufwachen und begreifen müssen, dass auch ich eine Rolle in der Tragödie spiele, wer weiß?²⁰

Die Diaristinnen befinden sich in einer zweideutigen Position: mit der durch das Schreiben ermöglichten Distanz versuchen sie den Standort des Zuschauers einzunehmen, befinden sich aber zugleich mitten im Moment des „Schiffbruchs“. Wie die fiktionale Robinson-Figur führen sie Tagebuch, um das eigene Überleben zu dokumentieren. Das Schreiben wird für sie zur Möglichkeit, diesen Widerspruch zwischen Innen und Außen zu bewältigen, denn das Tagebuch ist sowohl Mittel des Verstehens als auch Symptom der Katastrophensituation. Ob man sich inner- oder außerhalb des „sinkenden“ Staates versteht, hängt von der jeweiligen Autorin ab. Der Schreibprozess bleibt eine Möglichkeit, sich als selbstreflexives Wesen schreibend zu behaupten und das Ich innerhalb dieses Chaos zu positionieren.

Das einleitende Zitat von Ruth Andreas-Friedrich steht paradigmatisch für diesen Umstand. Obwohl sie Robinson nur kurz erwähnt, verbindet die Textstelle meh-

¹⁹ Klaus Scherpe zählt die Variationen einer „Symbolsprache“ auf, die in der Nachkriegsreportage oft zum Vorschein kommen: Deutschland als „Wartesaal“, „Vakuum“, „Niemandland“, „Interregnum“ und „Quarantäne“. Er nennt auch kurz einen „Zusammenschluss nach innen“, und die Mentalitäten des Robinsons, Selbermachens, und Durchhaltens, die dazu beigetragen haben. *In Deutschland unterwegs: Reportagen, Skizzen, Berichte, 1945–1948*, hrsg. von Klaus R. Scherpe, Stuttgart 1982.

²⁰ Akademie der Künste, Berlin, Walter Kempowski Biographienarchiv (WKA), 3237, *Tagebuch von Evamaria K.*, Eintrag vom 10.–11. April 1945.

rere Themen der Kriegs- und Nachkriegszeit: den Mangel an Wohnraum und die Vorteile der Zivilgesellschaft, aber auch Fragen der Gemeinschaft und des Individuums, die Gegensätze von Zivilisation und Barbarei, Kultur und Kulturverlust. Auch Schuldgefühle sind wichtig oder vielleicht auch die defensive Distanzierung von einem verbrecherischem Staat, der im Begriff ist unterzugehen. Den Robinson-Topos begleiten in diesen Tagebüchern folglich immer auch andere Themen dieser Umbruchzeit. Immer wieder begegnet man den Fragen, ob der Mensch von Natur aus gut oder egoistisch sei, wie Deutschland nach der Niederlage aussehen werde und was solche Begriffe wie „Volksgemeinschaft“ oder „Schicksalsgemeinschaft“ noch zu bedeuten haben. Wie bereits erwähnt bietet das Tagebuch den Schreibenden eine Möglichkeit, die Zuschauerposition einzunehmen, um über diese Fragen zu reflektieren. Dabei verwenden sie eine Sprache, die oft von nationalsozialistischer Kriegsrhetorik geprägt ist: etwa „barbarische Horden“ aus dem Osten, der Kampf um die Kultur und Zivilisation der westlichen oder europäischen Welt, usw. Diese Rhetorik taucht in vielen Tagebüchern auf, da die Begriffe „Zivilisation“ und „Kultur“ nicht nur von den Nazis verwendet wurden, sondern auch von ihren Gegnern.

Margret Boveris Tagebuch, das unter dem Titel *Tage des Überlebens* veröffentlicht wurde, reflektiert explizit das Genre der Robinsonaden. Boveri hat als Journalistin für die *Frankfurter Zeitung* und das *Berliner Tageblatt* gearbeitet und schrieb während des Krieges für Goebbels' Zeitung *Das Reich*. Die gebildete Boveri, die schon Moskau, Korea, Nordafrika und die USA bereist hatte, entschied sich hauptsächlich aus beruflichen Gründen, während des Krieges in Deutschland zu bleiben. Sie wurde aber nie Parteimitglied.²¹ Der Titel des Tagebuchs betont den Überlebensaspekt und Boveri stilisiert sich selbst als eine Person, die trotz aller Widrigkeiten in Berlin blieb, um das Kriegsende in der Hauptstadt zu erleben und zu dokumentieren: „Ich bin zufrieden, dies alles mitzerleben; man kann es sich nicht vorstellen, wenn man nicht dabei war, auch nicht, was für ein Genuss Händewaschen in warmem Wasser sein kann.“²² Die Betonung der persönlichen Erfahrung ist ein zentraler Aspekt dieser Abenteuer-Narration – wie auch der ständige Gegensatz zwischen den Vorzügen der Zivilisation (warmes Wasser und Seife) und den Schwierigkeiten, die der Krieg verursacht. Das Abenteuer ist ein wesentlicher Aspekt der Robinson-Geschichte, das hier mit der Schiffbruch-Metaphorik verflochten wird. Beim Schreiben hebt Boveri hervor, dass sie sich in einer privilegierten Lage befand, nämlich

²¹ Boveri hätte in den USA im Exil bleiben können, da ihre Mutter US-Amerikanerin war und dort lebte. Diese Entscheidung konnte ihr später der Schriftsteller Uwe Johnson, der Kritik an der „inneren Emigration“ übt, nicht verzeihen. Johnson hat Boveris Autobiographie *Verzweigungen* betreut und herausgegeben. Siehe auch S. 165–168 in D.G. Bond: *German History and German Identity: Uwe Johnson's Jahrestage*, Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur, Amsterdam 1993. Bond beschreibt die Beziehung zwischen Johnson, der Kritik, und Boveri, die Johnsons Position als die einer späteren Generation mit einer anderen Moral anerkannt und respektiert hat. Siehe auch Heike B. Görtemaker: *Ein deutsches Leben: die Geschichte der Margret Boveri 1900–1975*, München 2005.

²² Margret Boveri: *Tage des Überlebens: Berlin 1945*, München 1985, S. 36.

anwesend zu sein und bezeugen zu können. An diesem Beispiel ist wieder die Ambiguität der Zuschauerposition der Tagebuchautorin zu erkennen. Man muss dabei sein und „mittendrin“ sein, um berichten zu können, erzeugt aber gleichzeitig durch die Tagebuchform die nötige Distanz zum Erzählen und Reflektieren.

Das Beschreiben der Widrigkeit des Robinson-Daseins im Tagebuch bildet den Kontrast ab zwischen erlebter Wirklichkeit und dem Normalzustand, der suspendiert ist: kultiviert, d.h. sauber zu sein. Im Mai 1945 erläutert Boveri, wie sie ihre alltägliche Hausarbeit organisiert: „Nach jedem Kochen auf meinem Herd bin ich schwarz von Ruß. Ich wasche mich also immer nachher. Das Robinson-Dasein ist ja überhaupt ungeheuer beschmutzend“.²³ Viele Frauen beschreiben den vergeblichen Versuch, eine gewisse körperliche Gepflegtheit und häusliche Ordnung aufrechtzuerhalten. Eine andere Frau etwa bringt ihre freudige Erwartung darüber zum Ausdruck, dass eine „Hauptbeschäftigung nach dem Kriegsende das ‚Zurückführen unseres äußeren Menschen in den Kulturzustand‘ sein wird.“²⁴ Das Aufrechterhalten eines gepflegten Äußeren ist auch eine geschlechtsspezifische Arbeit. Am Kriegsende sind Frauen folglich damit beschäftigt, ein gewisses Niveau von „Kultur“ aufrechtzuerhalten, was in Beschreibungen des Kochens, Putzens, usw. zum Ausdruck gebracht wird.

Die ältere Hertha von G. in Berlin-Wilmersdorf beschreibt, wie sie Feuer auf dem Balkon macht und überlegt sich dann, wie die Situation für Deutschland aussieht:

Ich habe sauber gemacht und hatte Spaß daran. Lächerlicher Trieb – oder gar nicht so lächerlich? Bis zur letzten Sekunde will man es nett haben. Es soll unsere liebe Wohnung kaputt gehen und kein Schweinestall. Das herrliche Frühlingswetter hat leider umgeschlagen, es regnet, da ist schlecht Feuer machen auf dem Balkon. Wo sind wir hingekommen! Eins der größten und zivilisiertesten Völker der Erde – und nun dieses Räuberleben!²⁵

Wie Boveri kontrastiert diese Autorin die Not des Kriegszustandes mit der nostalgischen Erinnerung an die Vergangenheit. Zwar bringt sie ihre Freude darüber zum Ausdruck, eine saubere Wohnung zu pflegen, hinterfragt jedoch zugleich im Schreiben ihr Verhalten („lächerlicher Trieb“). Indem die beiden Frauen ihren Tagebüchern ihre vergeblichen Versuche anvertrauen, reflektieren sie gleichzeitig darüber, was es bedeutet, unter diesen Umständen „zivilisiert“ zu sein und zu bleiben.

Dieser Eintrag endet aber mit der Sprache des Verfalls: „Wo sind wir hingekommen! Eins der größten und zivilisiertesten Völker der Erde – und nun dieses Räuberleben!“. Zwei Wochen später beschreibt sie wieder, wie man ohne Leitungswasser Eimer schleppen muss, und obwohl man nicht mehr „urgermanisch“ kochen muss, so bleibt noch das Sammeln von Holz „urgermanisch“.²⁶ Hier sind zwei Punkte hervorzuheben: Erstens, in Boveris Tagebuch ist dieser „primitive Zustand“ vorläufig. Die andere Tagebuchschreiberin hingegen benutzt eine stärkere Untergangs-

²³ Ebd., S. 124.

²⁴ WKA, 260: *Tagebuch von Hella J.*, Eintrag vom 7. Mai 1945.

²⁵ WKA, 3697: *Tagebuch von Hertha von G.*, Eintrag vom 21. April 1945.

²⁶ WKA, 3697: *Tagebuch von Hertha von G.*, Eintrag vom 5. Mai 1945.

Rhetorik: Deutschland ist von der Zivilisation in ein „Räuberdasein“ gefallen oder in einen primitiveren Zustand („urgermanisch“). Während für Boveri dieser Zusammenbruch einen beinahe abenteuerlichen Reiz hat, beklagt die zweite Frau den Verlust der „Zivilisation“. Voller Angst fragt sie sich, was aus diesem Volk werden wird, das einst zu den „größten und zivilisiertesten“ gezählt wurde. Es fällt auf, dass sie die Nationalsozialisten hier unerwähnt lässt. Sie spricht pauschalisierend singulär vom deutschen „Volk“ und klammert die politische Gegenwart bewusst oder unbewusst aus. Zweitens: Mit dem Robinson-Topos, der das Bild individuellen Überlebens bezeichnet, illustriert diese Frau ihre „Räuberexistenz“, das heißt den Zusammenbruch sozialer Normen, den Verlust von Lebensstandards und Sicherheiten. Aus dem zivilisierten Volk ist eine Gruppe von Räubern geworden. Hinter diesem Bedauern scheint die Trauer über den Verlust der Gemeinschaft zu stecken. Da sie in einem früheren Eintrag beklagt, dass es „eine brüderliche Gemeinschaft in Schicksalstagen [gab], nämlich nach den ersten Bombenangriffen im November 43. Da war ganz Berlin eine einzige Familie“. Jetzt jedoch – so ihr Befund – ist „jeder [...] wieder der Alte: egoistisch, kleinlich, zänkisch“.²⁷ Der Robinson-Topos fungiert also nicht nur als eine Metapher des individuell erlittenen Schiffbruchs, sondern bezeichnet auch die soziale Problematik der Gegenwart am Kriegsende.

Einige Tage nachdem Boveri über die Widrigkeit des Robinson-Lebens schreibt, wird sie von einer alten Bekannten besucht, die sie zum Essen eingeladen hatte. „Sie war sehr belustigt über meinen Herd“, notierte Boveri, und berichtet dann detailliert über das Mahl, das sie aus improvisierten Zutaten auf dem improvisierten Herd gezaubert habe. „Sie hatte Spaß an meinen Robinson-Verhältnissen, fand es gleichzeitig bei mir noch so ‚kultiviert‘“ – so die Reaktion der Freundin.²⁸ Dass die Freundin ihr das Kompliment gemacht hat, noch „kultiviert“ geblieben zu sein, und dass sie dieses Kompliment im Tagebuch nacherzählt, verstärkt Boveris Selbstwertgefühl und ihren Stolz, unter schwierigen Umständen das Essen für die Freundin kreativ zubereitet zu haben. Das Schreiben gewinnt so eine affektive Dimension, insofern der Schreibakt die Gefühle und Stimmungen der Schreibenden verstärkt. Indem man über die kleinen Leistungen des Alltags bzw. Überlebensstrategien schreibt, bringt man positive Gefühle zum Ausdruck, die mit dem Ethos der Abenteuer-Geschichte korrespondieren. Stolz versichert sie sich, dass sie noch „kultiviert“ sei, so wie Robinson versucht, die Strukturen des zivilen Lebens auf seiner einsamen Insel einzuführen. Hinter diesem Stolz verbirgt sich auch die Furcht, dass man ins Primitiv gleiten könnte und zum Ureinwohner degeneriert und die Angst vor den ungewissen Folgen des Kriegsendes.

Die veröffentlichte Fassung von Boveris Tagebuch beinhaltet sowohl ein Vorwort aus dem Jahr 1968 als auch längere Abschnitte mit beigelegten Kommentaren,

²⁷ WKA, 3697: *Tagebuch von Hertha von G.*, Eintrag vom 21. April 1945 (Hervorhebung im Original).

²⁸ Boveri: *Tage des Überlebens: Berlin 1945*, S. 133.

die vom Ursprungstext kursiv abgesetzt sind. In einem solchen Textabschnitt schreibt Boveri über das intensive Gefühl des Am-Leben-Seins, das sie während des Krieges empfunden hatte.

Völlig auf sich selbst gestellt, fühlt man sich als ganzer Mensch wie niemals im Leben der Zivilisation. Darauf beruht vermutlich die Anziehungskraft nicht nur der Robinsonaden, sondern trotz allen seinen Schrecken auch die des Krieges für diejenigen, die in den Zonen der Gefahr dieses Hochgefühl als nie zu wiederholendes Erlebnis kennenlernten.²⁹

Der Vergleich der Anziehungskraft der Robinsonaden mit der des Krieges ist frappierend und bemerkenswert, weil Boveri unterstellt, dass Abenteuergeschichten den Lesenden die Möglichkeit einer Identifikation mit einer ähnlichen Nahtoderfahrung bieten. Als Zivilistin beschreibt sie ihre eigenen Erfahrungen im Umgang mit der existentiellen Gefahr als ähnlich heldenhaft und lebensbejahend wie die des Frontkämpfers. Sich mit den Protagonisten der Robinsonaden identifizierend, wird sie in ihrem Tagebuch zur Heldin ihrer eigenen Geschichte und behauptet eine Ähnlichkeit mit der soldatischen Erfahrung des Krieges.³⁰ Diese Spannung zwischen Leben und Tod – zwischen Zivilisation und Primitivem – erzeugt in ihr eine Art „Hochgefühl“ und eine gesteigerte Wahrnehmung für das Leben.

Während Boveri sich selbst als Individuum stilisiert, benutzen viele Tagebuchschreiberinnen das „wir“, um sich als Teil einer Überlebensgemeinschaft zu präsentieren. Eine andere Frau spricht von den „notdürftig[en]“ und „primitive[n]“ Zuständen am Kriegende. Der einzige Trost sei der, das Schicksal mit so vielen tausend anderen zu teilen. Diese Art das Kriegsende zu erzählen, verknüpft das individuelle Überleben und die Idee einer Gemeinschaft der Überlebenden. Die Autorin benutzt auch das „wir“, um ihren „Robinson“-Haushalt zu beschreiben. Indem sie an den kommenden Winter (1945–46) denkt, klagt sie: „Unsere Wirtschaft hier müßtest Du sehen, wie einst Robinson! Diesen Winter werden wir wohl so durchhalten müssen.“³¹ Das Wort „durchhalten“ legt zudem die Kontinuität einer eingeübten Kriegsrhetorik nahe, die dem Einzelnen im Endkampf Aufopferung und Ausdauer abverlangte. Im Kontext des Robinson-Motivs wird dem Begriff „durchhalten“ jedoch ein neuer Begriffsinhalt verliehen, insofern die Autorin an die Volksgemeinschaft als eine Gemeinschaft der Überlebenden denkt und nicht mehr als eine Gemeinschaft der Überlegenen.

Neben „durchhalten“ fällt ein zweiter Begriff in den Tagebüchern ins Auge, der ebenfalls eine Abenteuer-Mentalität erkennen lässt: „organisieren“.³² Der Gegensatz

²⁹ Ebd., S. 54.

³⁰ Es könnte sein, dass Boveri auch die zivile Variante eines männlichen Kriegstagebuchs zu schreiben gedenkt, da die Rhetorik in diesem Textabschnitt auch stark an die Ernst Jüngers erinnert.

³¹ WKA, 3135: Eintrag vom 24.10.45. Dieses Tagebuch ist in der zweiten Person geschrieben, weil es an die Schwester der Tagebuchschreiberin adressiert ist. Es war üblich, sogenannte „Brieftagebücher“ an Abwesende zu schreiben.

³² Hans Joachim Schröder notiert diesen Begriff in Zeitzeugen-Interviews mit Soldaten, die „organisieren“ statt „plündern“ sagen. Mehr zu dem Begriff auch S. 471, Fußnote 147 in: Hans Joachim

zwischen der Zivilisation und dem Primitiven in der Robinson-Geschichte bezieht sich auf den Zusammenbruch des Staates und der Gesellschaft, und eventuell auch auf das „zivilisierte“ Selbst. Das Wort „organisieren“ weist auf diesen Zusammenhang hin, insofern es 1945 auch den wirtschaftlichen Kollaps reflektiert. Dem Begriff wuchs in dieser Zeit eine idiomatische Bedeutung zu – die freilich illegalen Methoden, die Mittel zum Überleben zu erwerben, kurz: zu stehlen. Eine andere Frau gebraucht das Wort „organisieren“ zunächst reflektiert, um jene Dinge aufzuzählen, die ihr und ihren Freunden „weggenommen“ worden sind: Wäsche, ein Trauring, eine Tasche. – „Man nennt das heute organisieren. Heute organisierte Frau S. 2 Bettgestelle, die sie allerdings ihrem Besitzer später zurückgeben will“.³³ Ebenso markiert Margarete R. das neue Wort mit Anführungszeichen:

Herr Möller „organisierte“ Roggen und Weizen, und wir machten auf „organisierten“ Kaffeemühlen das Mehl. So wurde es zu Brot verbacken. Das Wort „organisiert“ hat sich auf unserer Wanderschaft als geflügelt und zeitgemäß herausgebildet. Alles wurde organisiert: Strümpfe, Schuhe, Kleider, Wäsche, Töpfe, Kompott, Gemüse, also kurzerhand alles, was man benötigte.³⁴

Wie die Ausdrücke „selbermachen“ und „durchhalten“ erscheint auch die Fähigkeit zum „organisieren“ in einem positiven und abenteuerlichen Licht.

In einem ihrer nachträglichen Kommentare zu ihrer Tagebuchpublikation erkennt Boveri, dass sie 1945 im Schreiben die Wörter „stehlen“ und „plündern“ singular für die „Russen“ gebrauchte, und „organisieren“ für das eigene Stehlen.³⁵ Unabhängig davon, ob das Stehlen aus Hunger, Panik oder schlicht Gelegenheit motiviert war, verwenden Tagebuchschreiberinnen in dieser chaotischen Zeit das Wort „organisieren“, um über das zum Überleben notwendige Verhalten mit Stolz berichten zu können, anstatt sich dafür zu schämen, und sich damit auch von denen zu distanzieren, die Monate zuvor noch als „Feind“ propagiert wurden. Natürlich gibt es auch Ausnahmen, wie die Autorinnen, die sich wegen dieses Verhaltens der Deutschen schämen und zuweilen überrascht über das gute Benehmen der „feindlichen“ Soldaten schreiben.

„Stunde Null“ als Schiffbruch?

Abschließend möchte ich vier Schlussfolgerungen ziehen darüber, was diese Quellen und die Bearbeitung des Robinson-Stoffes über die Erfahrung des Kriegsendes aussagen können. Erstens lassen sämtliche Tagebücher einen „Protagonisten“

Schröder: *Die gestohlenen Jahre: Erzählgeschichten und Geschichtserzählung im Interview: Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten*, Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Tübingen 1992.

³³ Deutsches Tagebucharchiv (DTA), 197, *Tagebuch von Margarete B.*, Eintrag vom 2. April 1945.

³⁴ DTA, 1239, *Tagebuch der Margarete R.*, Eintrag vom März 1945.

³⁵ Margret Boveri: *Tage des Überlebens: Berlin 1945*, S. 124.

erkennen, ein erzählendes Ich, das sich entweder als handelndes Subjekt darstellt, das heißt stolz von der Bewältigung des Alltags am Kriegsende berichtet oder als passives und hilfloses Opfer des Schicksals oder auch als eine Vermischung dieser Subjekt-Positionen. Auf eine Art verbindet die Identifikation mit der Robinson-Figur beide Rollen, denn die Gestrandeten übernehmen die Kontrolle über ihre Situation, sie bleiben aber dennoch Opfer des Schiffbruch-Schicksals. Das Tagebuch war ein Ort, an dem das schreibende Ich sich überzeugen konnte, dass es noch zivilisiert und kultiviert war, trotz der primitiven Verhältnisse in einer Zeit des sozialen und politischen Umbruchs.

Die Texte berichten oft von Ängsten und Sorgen der Schreibenden am Kriegsende und in der Folgezeit. Indem sie ihr Leben „erzählen“, reflektieren diese Tagebuchschreibenden über ihre Handlungsfähigkeit als Überlebende des Krieges, die ihr Bestes geben, die Katastrophe zu bewältigen. Wie Michael Geyer in seinem „Endkampf“-Aufsatz zeigt, hatte eine weitverbreitete Durchhaltementalität zur Folge, dass der Krieg bis zu einem brutalen Ende gekämpft wurde, obwohl die Niederlage bereits lange gewiss war. Geyer argumentiert, dass die Deutschen 1945 weniger aus ideologischen Gründen zum Weiterkämpfen motiviert wurden, als durch Stolz und Selbstbehauptung: „Der Aufruf ‚durchzuhalten‘ wurde mit einem erheblichen Erleben des Stolzes und der Selbstbehauptung zum Einsatz gebracht“.³⁶

In seinem kürzlich erschienenen Buch über den lebenslangen Tagebuchschreiber Franz Göll macht Peter Fritzsche eine ähnliche Bemerkung über diese Vermengung der Rollen von Handelnden und Opfern. Er nimmt zur Kenntnis, dass Tagebücher „zeigen, wie die Selbst-Dramatisierung des Opfers die Rolle des Protagonisten im Aufstieg und der Konsolidierung des Dritten Reichs verdeckt und verschleiert“. Er beschreibt seine Hauptfigur Franz Göll als prototypisch für „so viele andere seiner deutschen Zeitgenossen [...die] sich selbst als passive Opfer von außergewöhnlichen, fast übernatürlichen Kräften betrachteten, statt als aktive Subjekte in der Geschichte und in der Politik“.³⁷ In einer Hinsicht bietet der Robinson-Stoff folglich eine Möglichkeit, sich seiner Handlungsfähigkeit zu vergewissern als Subjekt, das handelt, indem es überlebt, und sich gleichzeitig selbst außerhalb der Geschichte und der Politik zu verorten. Wie ich gezeigt habe, entsteht das Subjekt dieser fragmentarischen Robinsonaden im Schatten Fridays, das heißt die Frage seiner Identität als „zivilisiertes Subjekt“ bleibt meist offen.

Zweitens gibt es auch eine räumliche Figur, die in der Robinson-Metapher und in den Tagebüchern verwendet wird. Oft präsentieren sich Tagebuchschreibende isoliert und apolitisch, wie „Schiffbrüchige“, die in den täglichen Überlebenskampf

³⁶ Michael Geyer: *Endkampf 1918 and 1945: German Nationalism, Annihilation, and Self-Destruction*, in: *No Man's Land of Violence: Extreme Wars in the 20th Century*, hrsg. von Alf Lüdtke und Bernd Weisbrod, Göttingen 2006, S. 58 (eigene Übersetzung).

³⁷ Peter Fritzsche, *The Turbulent World of Franz Göll: An Ordinary Berliner Writes the Twentieth Century*, Cambridge MA 2011, S. 222 (eigene Übersetzung).

auf ihren einsamen Inseln vertieft sind. Sie erwähnen oft, wie abgeschottet sie sind – besonders Stadtbewohner, die es gewohnt waren, öffentliche Verkehrsmittel und Telefone zu haben und regelmäßig Post zu empfangen. Die implizierte Isolation des Schiffbrüchigen bedeutet auch einen totalen Rückzug aus der politischen Sphäre – und manchmal auch aus der sozialen Sphäre. Das Haus und die privaten Aufgaben des Überlebens erscheinen bei Ruth Andreas-Friedrich von jeder politischen und ideologischen Imprägnierung befreit. Die Sprache vom „Gestrandet“-Sein ist auch Teil der Vorstellung, dass die Deutschen von der Nazi-Führung verlassen wurden – dass sie die ersten Opfer waren. Indem sie die häuslichen und zivilen Räume betonen, die sie bewohnen, versuchen Tagebuchautorinnen sich zu beruhigen, dass sie sich außerhalb der politischen Sphäre befinden. Dadurch gewinnen sie Distanz zum Nationalsozialismus, zum Staat, und zu möglichen Schuld- und Schamgefühlen.

Drittens evoziert die Figur der „Insel“ nicht nur die Vorstellung der physischen oder geographischen Isolation, sondern auch die Idee, außerhalb der Zeit zu stehen. Die Konstruktion „wie einst Robinson“ verbindet den gegenwärtigen Moment (Deutschland, 1945) mit einem imaginären Ort, der historisch und räumlich verschieden ist. Demzufolge verweist die Erfahrung des Schiffbruchs auf eine parallele oder suspendierte zeitliche und räumliche Struktur, die zu dem Konzept der „Stunde Null“ beiträgt. Die Zeit hat hier aufgehört, oder sie hat angehalten, bis die Geschichte erneut anfängt.

Schließlich benötigt die Rhetorik von Zivilisation und Kultur eine andere personale Instanz – in diesem Fall sind es oft die sowjetischen Soldaten, die als rassistisch unterlegen angesehen werden. Gegen Kriegsende fürchten die Deutschen, dass die nationalsozialistische Vorhersage eines Vernichtungskrieges ein katastrophales Ende für Deutschland bedeuten wird. Die Angst vor einer solchen Zukunft ist ein deutlicher Subtext hinter den Selbstvergewisserungen, dass Deutschland auch nach der Niederlage eine Kulturnation bleiben wird.

Die Weise, wie Tagebuchschreiberinnen Analogien zur Robinson-Geschichte herstellen, bieten vielerlei Einsichten in die Transformationsprozesse jener Zeit, in der Individuen, die vorher Teil einer (homogen-rassistischen und ausschließenden) Volksgemeinschaft waren, ihren Ort in der Nachkriegsgesellschaft suchen und eine neue Identität außerhalb dieser zersplitterten Gesellschaft finden. Die Schreibenden betonen, dass ihre persönliche Handlungssphäre begrenzt ist, anstatt am nationalen Schicksal zu partizipieren. Oft geht das mit der Betonung der eigenen Identität als Zivilistin und Frau einher. Auf diese Weise sind ihre Schriften Teil einer Vorgeschichte von Nachkriegsfiguren und Mythen wie der „Stunde Null“, dem „Wirtschaftswunder“ oder der „Trümmerfrau“. Obwohl es zweifellos eine Vielzahl anderer Möglichkeiten gab, das Kriegsende narrativ zu bewältigen, haben viele Tagebuchschreibende, die mit dem Topos vom Schiffbruch und vom Überleben in der Isolation operierten, für ihr Erleben eine eigene sprachliche Form gefunden. Indem sie sich weigern, die Position der erniedrigten und beschämten Zivilistin einzunehmen, können tagebuchschreibende Frauen, die in ihrem Schreiben aus den

Robinson-Topoi und den Gattungskonventionen der Robinsonaden schöpfen, erheblich zu unserem Verstehen beitragen, wie Deutsche in der Situation des Kriegsendes ihrem Dasein einen Sinn zu geben vermochten und wie der Schreibakt selbst diesen Prozess der Sinnstiftung geprägt hat.

Literatur

- Andreas-Friedrich, Ruth: *Der Schattenmann: Tagebuchaufzeichnungen 1938–1945*, Berlin 1983.
- Angeschwemmt – Fortgeschrieben: Robinsonaden im 20. und beginnenden 21. Jahrhundert*, hrsg. von Ada Bieber, Stefan Greif, und Günter Helmes, Würzburg 2009.
- Blackwell, Jeannine: "An Island of Her Own: Heroines of the German Robinsonades from 1720 to 1800", in: *The German Quarterly* 58, Nr. 1 (1985), S. 5–26.
- Blumenberg, Hans: *Schiffbruch mit Zuschauer. Paradigma einer Daseinsmetapher*, Frankfurt a.M. 1979.
- Bond, D.G.: *German History and German Identity: Uwe Johnson's Jahrestage*, Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur, Amsterdam 1993.
- Boveri, Margret: *Tage des Überlebens: Berlin 1945*, München 1985.
- Butler, Judith: *Giving an Account of Oneself*, New York 2005.
- Defoe, Daniel: *Leben und Abenteuer des Robinson Crusoe*, übersetzt von Karl Altmüller, Bibliothek ausländischer Klassiker, 1869.
- Fohrmann, Jürgen: *Abenteuer und Bürgertum: zur Geschichte der deutschen Robinsonaden im 18. Jahrhundert*, Stuttgart 1981.
- Fritzsche, Peter: *The Turbulent World of Franz Göll: An Ordinary Berliner Writes the Twentieth Century*, Cambridge, Mass., 2011.
- Fulbrook, Mary: *Life Writing and Writing Lives: Ego Documents in Historical Perspective.*, in: *German Life Writing in the Twentieth Century*, hrsg. von Birgit Dahlke, Dennis Tate und Roger Woods, Rochester, New York 2010, S. 25–38.
- Fulbrook, Mary und Ulinka Rublack: *In Relation: The 'Social Self' and Ego-Documents*, in: *German History* 28, Nr. 3 (2010), S. 263–272.
- Geyer, Michael: *Endkampf 1918 and 1945: German Nationalism, Annihilation, and Self-Destruction*, in: *No Man's Land of Violence: Extreme Wars in the 20th Century*, hrsg. von Alf Lüdtke und Bernd Weisbrod, Göttingen 2006, S. 37–67.
- Görtemaker, Heike B.: *Ein deutsches Leben: die Geschichte der Margret Boveri 1900–1975*, München 2005.
- Lejeune, Philippe: *On Diary*, Honolulu 2009.
- Scherpe, Klaus R., hrsg.: *In Deutschland unterwegs: Reportagen, Skizzen, Berichte, 1945–1948*, Stuttgart 1982.
- Schröder, Hans Joachim: *Die gestohlenen Jahre: Erzählgeschichten und Geschichtserzählung im Inter-view: der Zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten*, Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Tübingen 1992.
- Torke, Celia: *Die Robinsonin: Repräsentationen von Weiblichkeit in deutsch- und englischsprachigen Robinsonaden des 20. Jahrhunderts*, Göttingen 2011.
- Zantop, Susanne: *Robinsonade*, in: *The Feminist Encyclopedia of German Literature*, hrsg. von Friederike Eigler und Susanne Kord, Westport 1997.
- zur Nieden, Susanne: *Alltag im Ausnahmezustand: Frauentagebücher im zerstörten Deutschland, 1943 bis 1945*, Berlin 1993.